

## Ein steirischer Arzt im Barock

Heilkunde und Volksglaube des 17. Jahrhunderts  
bei Adam von Lebenwaldt

Von Elfriede Grabner

*Der Medicus ist des edelsten Schatzes Schatzmeister/nemlich der Gesundheit/ohne welche keine Würckung vollkommen/diese ist ein Schatz aller Schätze/durch diese wird das Leben/so Gott gegeben versüset/in dieser beruhet alle Wohlfahrth/sie bindet Leib und Seel/mit einer sanfftmüthigen Ketten zusammen/...<sup>1</sup>*

So schreibt in der breitausladenden Sprache des Barocks ein steirischer Arzt im 17. Jahrhundert über seinen Berufsstand und die diesem gleichsam anvertraute Gesundheit des Menschen, die er für das köstlichste Gut auf Erden hält. Am Beispiel eines steirischen Barockarztes soll nun das für diese Zeit so charakteristische und seltsame Ineinandergreifen gelehrter und volkstümlicher Heilanschauungen, aber auch die tiefe Befangenheit in Zauber- und Hexenglauben aufgezeigt werden. Hier erweist sich das literarische Werk des lange Zeit in der Steiermark wirkenden Arztes Adam von Lebenwaldt, das nicht nur seine eigene Bildung, sondern auch sein Wissen und seine Anschauungen widerspiegelt, als eine wahre Fundgrube, um einen Einblick in das Kulturleben eines unruhigen, von Krieg, Krankheit und Verfolgung geprägten Jahrhunderts zu gewinnen.

Die biographischen Daten dieses für die damalige Zeit ungemein belesenen Mannes lassen sich kurz umreißen. Johann Adam Christof Lebaldt – das Prädikat von und zu Lebenwaldt erhielt er erst 1659 durch Erhebung in den Adelsstand – wurde am 25. November 1624 zu Sarleinsbach im oberösterreichischen Mühlviertel geboren. Adam befand sich noch in den untersten Klassen des Jesuitengymnasiums zu Linz, als 1640 sein Vater, Ratsbürger und Marktschreiber zu Sarleinsbach, starb. Nachdem er 1645 die Lateinschule abgeschlossen hatte, begab er sich zum Studium der Philosophie an die Universität Graz, die er mit der Würde eines Magisters verließ. Danach zog es den Wissensdurstigen an die damals hochberühmte Universität zu Padua, um sich dem Studium der Medizin zu widmen. Aber das italienische Klima machte ihm, wie er später bekannte, schwer zu schaffen, und heftige Fieberanfälle verleiteten dem an kräftige Alpenluft Gewohnten diese Studienjahre. Trotzdem promovierte er 1652 in Padua feierlich zum „Doctor medicinae“ und eröffnete bald darauf in Graz eine ärztliche Praxis. Aber schon 1655 ernennt ihn der Abt des Stiftes Admont zu seinem Leib-Medicus und zum Hausarzt des Stiftes. Er übernimmt auch

<sup>1</sup> A. Lebenwaldt, *Land-Stadt-Und Hauß-Artzney-Buch ...* Nürnberg 1695, Vorwort. Zitiert als „Arzneibuch“.

die Stelle eines Landschafts-Medicus für das Enns- und Paltental und wird schließlich von Kaiser Leopold I. für seine Kenntnisse und Verdienste im ärztlichen Beruf, besonders als Pestarzt, zum „Comes palatinus“ ernannt. Er erhält ein Wappen und nennt sich von nun an „von und zu Lebenwaldt“. Er widmet sich aber auch der Dichtkunst und Musik, und das ebenfalls mit großem Erfolg, so daß er 1679 vom Kaiser mit dem Dichter-Lorbeer ausgezeichnet wird und als „Poëta laureatus“ auf der Höhe seines Schaffens steht (Abb. 1).

Lebenwaldt verläßt bald wieder seine früheren Aufenthaltsorte Admont und Rottenmann und verlegt seinen Wohnsitz nun auf den Stibichhof bei Trofaiach, einen ländlichen Grundbesitz, den er 1674 angekauft hatte. Doch schon 1679 bricht die Pest in seinen unmittelbaren Arbeitsbereich ein, so daß auch, wie er selbst berichtet, *eine Meilwegs um meine Wohnung gleich ein Marckt und sieben Dörffer inficirt wurden*<sup>2</sup>.

Als Pestarzt harpte er nicht nur unerschrocken aus, sondern half auch mit Rat und Tat bei der Bekämpfung dieser todbringenden Seuche. Seine besondere Fürsorge galt den Armen, für die er auch eigene Verhaltensregeln herausgab, da diese Unterprivilegierten, wie er später in seinem „Arzneibuch“ ausführte,

*nicht köstliche Mittel zu kauffen/oder ein großes Buch aufzuschlagen/und zu lesen nicht Zeit und Gelegenheit haben*<sup>3</sup>.

Kaum war jedoch die schwere Pestzeit überstanden, als ein neuer Schrecken über die Steiermark hereinbrach, der Türkenzug nach Wien im Jahre 1683. Ein Flügel des türkischen Heeres nahm seinen Weg sengend und brennend durch die nordöstliche Steiermark, und auch die Obersteiermark lebte in steter Angst vor dem Einbruch der Kriegsgreuel, von der Flüchtlinge aus Niederösterreich und Wien berichteten. In einem Schreiben an einen Kollegen im fernen Breslau schildert Lebenwaldt die bedrückenden Verhältnisse in den österreichischen Landen:

„Du möchtest gerne wissen, wie es bei uns zugeht? Die Musen schweigen, Mars blitzt, Bellona triumphiert! Man schmiedet Schwerter aus den Sichel. Die Spieße der Türken träufeln vom Blute der Christen. Der Mond steht im Hause der Erhebung, die Sonne Österreichs erleidet eine Finsternis. Nur wenige stehen bei uns waffengerüstet da, die meisten befinden sich auf der Flucht. Wir haben leider keinen Horatius, keinen Curtius, keinen Mucius Scävola<sup>4</sup>. Was mich betrifft, so stecke ich hinter den Mauern meines Schloßes, täglich in Furcht vor Überfall, Plünderung, Raub und Brand. Leider besitze ich nicht den Gleichmuth eines Achimedes. Was ich fürchte, ist zwar nicht der Feind, nicht der Tod, aber das Joch der Tyrannei.“<sup>5</sup>

Nach dem Sieg über das Türkenheer vor den Mauern Wiens war wohl die Angst vor einem kriegerischen Einfall geschwunden, doch brachten noch im selben Jahre 1683 soziale Unruhen in den steirischen Bergen neuerlichen Schrecken. Holzknechte aus der Gegend von Landl, Bergknappen und Schmelzhüttenarbeiter von Eisenerz



xxxvii

Lebenwaldt von den Leinwandern

von Brogyányi

Abb. 1: Adam von Lebenwaldt nach einem Holzschnitt von Ernst Brogyányi (1919–1986).  
Aufn.: Foto Baldur

<sup>2</sup> Arzneibuch, S. 26.

<sup>3</sup> Arzneibuch, S. 338.

<sup>4</sup> Q. Horatius Flaccus, 65–8 v. Chr. Bedeutender Dichter der Zeit des Augustus; Quintus C. Rufus Curtius I. (oder 2.) Jh. n. Chr., schrieb ein Werk über Alexander den Großen; Quintus Mucius Scaevola, 95 v. Chr., röm. Jurist, Consul, Pontifex maximus.

<sup>5</sup> R. Peinlich, Doctor Adam von Lebenwaldt, ein steirischer Arzt des 17. Jh.s, In: Mitt. d. Hist. Vereines f. Steiermark, 28. H., Graz 1880, S. 57 f.

Das in Latein verfaßte Schreiben ist an den Präses der Akademie in Breslau, Dr. Lucas Schröck, gerichtet.

erhoben sich und rissen auch einen Teil der Vordernberger Eisenarbeiter und sogar einige Bauern mit sich und fielen brandschatzend und plündernd in die Gegend ein, wobei sie vor allem die Güter der Jesuiten ausraubten und fast ärger als die Türken hausten.<sup>6</sup>

„Sie hätten auch mich geplündert“, schreibt Lebenwaldt am 3. September 1683 einem Freunde, „wenn nicht die Wohltaten, die ich ihnen als Arzt erwiesen hatte, die raublustigen Hände zurückgehalten hätten.“<sup>7</sup>

All diese Bedrohungen jedoch verleideten dem Ruhesuchenden den Besitz, so daß er 1684 den Stübichhof verkauft und nach Leoben zieht, wo er sich ein Haus und ein kleines Grundstück ankauft. Hier lebt er bis zu seinem Tode mit seiner Nichte Katharina, welche ihm den Haushalt führt.

Schon 1683 hatte ihn die Kaiserliche Akademie in Breslau zum Mitglied ernannt und ihm wenige Jahre später den Titel „Adjunkt“ verliehen. In den Jahrbüchern dieser Akademie erschienen zahlreiche medizinische und naturhistorische Aufsätze, die vor allem für die Kulturgeschichte der Steiermark Bedeutung erlangten.

Lebenwaldt hatte eine sehr empfängliche Natur für ansteckende Krankheiten, so daß er unter deren Übel viel zu leiden hatte. Sein stets ungetrübter Humor verläßt ihn aber auch in solchen Tagen nicht, wie ein treffliches Bonmot beweist, das er dann gleich mit schalkhaftem Lächeln ins Deutsche übersetzt:

*Nicht selten wirft ein Kranker zum Honorar/Den lieben Doctor auf die Todtenbahr.*

Ein Jahr vor seinem Tode erschien 1695 in Nürnberg sein bedeutendstes Werk, das „Land-Stadt-Und Hauß-Artzney-Buch“, das vor allem für die Volksmedizin eine wahre Fundgrube für die damals angewandten Praktiken und seltsamsten Heilmethoden darstellt.<sup>8</sup> Daß das Buch bald nach seinem Erscheinen nicht mehr bekannt war, mag an der Überfülle der darin angeführten ärztlichen Ansichten und Heilpraktiken aller Zeiten gelegen sein, die geradezu erdrückend wirken mußten, so daß das Werk von den vielbeschäftigten medizinischen Praktikern mehr gemieden als gesucht wurde. Das umfangreiche Buch enthält alles, was überhaupt über Pest und pestartige Krankheiten in der damaligen Zeit gesagt werden konnte. Da Kaiser Leopold I. (1658–1705) selbst die Widmung angenommen hatte, konnte es auch unter dem Schutz des kaiserlichen Adlers im Druck erscheinen (Abb. 2).

In den letzten Jahren seines Lebens litt Lebenwaldt an verschiedenen Krankheiten und an depressiven Verstimmungen. Er starb am 20. Juni 1696 im 72. Lebensjahr in seinem Haus zu Leoben und wurde am 23. Juni in der dortigen Florianikirche

<sup>6</sup> G. Hackl, Das Hausbüchl der Stampferin, einer geborenen Dellatorrin, Radmeisterin zu Vordernberg, Graz 1926, S. 77 f.

<sup>7</sup> R. Peinlich, wie Anm. 5, S. 58.

<sup>8</sup> Vgl. die Arbeiten von E. Grabner, Adam von Lebenwaldt und die Volksmedizin, In: Zeitschrift d. Hist. Vereines f. Steiermark, Sonderband 11, Graz 1966, S. 1–18.

Dieselbe, Nochmals zum Thema „Die Gemse in der Volksmedizin des Alpenlandes“. Die „Damographie“ des Adam von Lebenwaldt, eine wichtige Spezialstudie eines steirischen Arztes des 17. Jahrhunderts. In: Ethnomedizin II/1/2, Hamburg 1972, S. 147–154.

Dieselbe, Schul- und Volksmedizin in den Werken zweier Ärzte des 17. und 18. Jahrhunderts. In: Ethnomedizin und Medizingeschichte. Beiträge zur Ethnomedizin, Ethnobotanik und Ethnozoologie VIII. Berlin 1983, S. 253–279.

Dieselbe, „Von des Teufels List und Betrug“. Die „Tractätel“ des steirischen Arztes Adam von Lebenwaldt als Quelle zum Volksglauben seiner Zeit. In: Zeitschrift d. Hist. Vereines f. Steiermark 76, Graz 1985, S. 173–191.



Abb. 2: Widmungsblatt aus dem Arzneibuch von 1695 mit Portrait Leopolds I. im kaiserlichen Doppeladler. Aufn.: Foto Baldur

der Dominikaner beigesetzt. Sein Grab ist heute unauffindbar, da die Kirche nach Aufhebung des Klosters im Jahre 1811 verschiedene Verwendung fand und später auch bauliche Veränderungen erfuhr. Ein genauer Hinweis auf den Standort des Grabmals fehlt auch in den Sterbematriken.<sup>9</sup>

Für Lebenwaldts Stellung zwischen Schulmedizin und Volksheilkunde sind neben dem schon erwähnten „Land-Stadt-Und Hauß-Artzney-Buch“ von 1695 auch seine acht „Tractätl von deß Teuffels List vnd Betrug“, die 1680 bis 1682 bei Johann Baptist Mayr in Salzburg erschienen, interessant, ebenso wie seine „Verteutschte Salernitanische Schul“ von 1690 und die „Damographia Oder Gemen-Beschreibung“, die 1693 oder 1694 ebenfalls in Salzburg herauskam.

Werfen wir also einen Blick in die Vorstellungswelt dieses Zeitalters, und lassen wir anhand einiger Beispiele die Einstellung des fast ein halbes Jahrhundert in der Steiermark wirkenden Arztes Adam von Lebenwaldt zu volksmedizinischen Praktiken und Heilmethoden, wie auch zum Volksglauben seiner Zeit vor unseren Augen lebendig werden.

Im 17. Jahrhundert standen sich die ältere medizinische Schule, die allein auf Hippokrates, Galen, Avicenna aufgebaut hatte, und die neue, von Johann Baptista van Helmont (1577–1644) in bestimmte Formen gefaßte Schule, die sogenannte „iatrochemische“, schroff gegenüber. Van Helmont bildet gleichsam die Brücke zwischen Paracelsus (1493–1541) und seinen Anhängern und läßt in seinen Anschauungen und Lehren deutlich die zwiespältige Stellung eines Forschers erkennen, der den Versuch machte, alte Theoreme mit neuem Inhalt zu erfüllen.

Lebenwaldt bekennt sich zu den sichtbaren Vorteilen chemischer Studien und Erfahrungen und spricht in hoher Achtung von Paracelsus, den er gegen die erbitterten Angriffe seiner Gegner verteidigt. Insbesondere rechnet er demselben hoch an, daß er in der Chirurgia ein helles Licht angezündet/vnd in Spagirischer<sup>10</sup> Praeparation der Medicamenten vil schöne arcana an Tag gegeben<sup>11</sup>.

Er beschäftigt sich selbst mit chemischen Arbeiten, rühmt die Anatomie und Chemie seiner Zeit und rechtfertigt sein freimütiges Bekenntnis gleichsam mit dem Wahlspruch:

*Was neu und wahr/werd offenbar.*<sup>12</sup>

Andererseits ist er auch von dem gelehrten Wahn seiner Zeit nicht frei und glaubt ernstlich daran, daß sich doch einmal ein „Allheilmittel“ finden lasse, mit dem alle Krankheiten geheilt werden können.

Der „Gemskugel“ (*Bezoar germanicus*), jenem rundlichen Gebilde aus dem Magen der Gemse, die durch Belegen des Felles entsteht, mißt er zeit seines Lebens große Bedeutung bei. Denn die Wälder Steiermark seien

*gesegnet mit den besten Wildbräd von Hirschen/Reh/Gemen/ welche gar offt die zur Gesundheit hochnützliche und berühmte sogenannte Gämsen-Kugel als einen Teutschen Bezoar in sich tragen*<sup>13</sup>.

Über ihre medizinische Bedeutung und Wirksamkeit hat er sich in besonderen Schriften ausgesprochen.<sup>14</sup> Diesen steirischen „Bezoar“ hält er für ungemein heilkräftig, wenngleich er die volkstümliche Meinung zurückweist, daß solche Kugeln vor Vergiftung, vor Schwindel und Ohnmacht schützen oder daß sie unverwundbar oder unsichtbar machen und den Schützen zu sicheren Treffschüssen verhelfen, denn, so meint er,

*solches ist aberglaublich vnd auß des Teuffels Rist-Camer*<sup>15</sup>.

Aber diese Kugeln seinen doch eine rechte Panacea deß Haupts vnd Hertzens/des Magens vnd Ingewaidis und er weiß eine Reihe von Krankheiten aufzuzählen, in welchen er die Gemskugel mit bestem Erfolg gebraucht hätte, namentlich gegen die Pest und die „Ungarische Krankheit“, worunter man verschiedene endemische Krankheiten verstand, auch Ruhr und Fleckfieber.<sup>16</sup>

Von der damals (und in der Volksmedizin noch lange) geübten Methode der sogenannten „Transplantation“ oder Übertragung der Krankheit hält Lebenwaldt nichts und lehnt sie entschieden ab. Er beklagt sich recht bitter darüber,

*daß eine ganze Secta entstanden/welche vermessenlich vorgibt/daß alle Beschwernussen deß menschlichen Leibs in andere Thier/Bäum vnd Erdengewächs/Stein/Metall vnd Ertz, ja auch in alle Elementa können überbracht vnd eingepflantzt werden/also daß der Mensch von der Kranckheit entlediget/das Gewächs aber oder Thier gemeiniglich verderben müsse*<sup>17</sup>.

Daß man bei Kröpfen Germ- oder Sauerteig um den Hals binde vnd solche Kleinodien,

wie er schreibt, damit einfasse, dieses Pflaster hernach einem Raben oder Hund vorwerfe oder in einen knospenden Baum überpflanze, findet er sehr unsinnig. Er zieht auch heftig über eine Kropfkur gegen seinen ärztlichen Kollegen Dr. Johannes Christophorus Bitterkraut in Oberösterreich los. Dieser berichtet nämlich von einem Nürnberger Bürger, der, um seinen Kropf loszuwerden, einen Faden durch die Augen einer Maus zog und dann eben diesen Faden um den eigenen Kropf gebunden haben soll. Daß aber dieser Dr. Bitterkraut dazu auch noch bemerke,

*man kunde nit genugsamb Mäuß fangen/es wurde auch der Leinfaden vertheuret werden/waß man in den Steyrmарckischen Gebirgen den Leuten auff dise Weiß ihre fleischene Halß-Uhren benemen solle,*

hält er doch als eine arge Beleidigung für die Steirer. Außerdem gebe es in der Steiermark gar keine Kröpfe so wie im diesbezüglich andersgearteten Kärntner Lande, denn

*in dem Steyrmарckischen Gebirg seynd wolgestalte/gesunde/sittenhafte Leut/ der Lufft ist hell vnd rein/wie sie es nennen/resch vnd kiernig/...*<sup>18</sup>

<sup>14</sup> A. Lebenwaldt, Khurtzer Bericht von wunderlicher Tugend vndt würckhung der Gämsen Khugel ... (Druckort und Erscheinungsjahr unbekannt).

Derselbe, Damographia Oder Gemen-Beschreibung/In Zwey Theil abgetheilet: Der Erste handelt Von dem Edlen Gemen/Der Andere/Von der Crafft/vnd Tugend-vollen Gemen-Kugel ... Salzburg o. J. (vermutlich 1693 oder 1694), hier zitiert als „Damographia“.

<sup>15</sup> Damographia, S. 41.

<sup>16</sup> Damographia, S. 42.

<sup>17</sup> A. Lebenwaldt, Sibentes Tractätl/Von deß Teuffels List vnd Betrug In der Transplantation Oder Vberpflantzung der Kranckheit. Salzburg 1681, S. 18 f. (zitiert als „7. Tractätl“).

<sup>18</sup> Vgl. dazu: E. Grabner, Die „Transplantatio morborum“ als Heilmethode in der Volksmedizin. In: Österr. Zeitschrift f. Volkskunde, NS. 21, Wien 1967, S. 178–195.

<sup>19</sup> 7. Tractätl, S. 40 f.

<sup>9</sup> G. Jontes, Monumenta Leobensia Deperdita. Beiträge zur Leobener Kunstgeschichte und Quellenkunde. In: Der Leobener Strauß 3, Leoben 1975, S. 50.

<sup>10</sup> Spagirisch = auf mineralisch-chemischer Basis hergestellte Mittel des Paracelsus.

<sup>11</sup> A. Lebenwaldt, Viertes Tractätel/Von deß Teuffels List vnd Betrug In der Falschen Alchymistery Und Goldmacher-Kunst/... Salzburg 1680, S. 95.

<sup>12</sup> Arzneibuch, S. 479.

<sup>13</sup> Arzneibuch, S. 25.

Daran schließt sich dann ein langes Lob auf Land und Leute der Steiermark, wobei auch Tiere und Pflanzen eine ausführliche Schilderung erfahren.

Nun, ganz so sicher darf man sich dieser „kropflosen Steiermark“ im 17. Jahrhundert nicht sein.<sup>19</sup> Denn Lebenwaldt kannte aus seiner eigenen Praxis gewiß auch so manches Kropfproblem und erwähnt sogar einen damals weit verbreiteten volksmedizinischen Sympathiezauber gegen das leidige Halsübel, wenn er berichtet:

*Das gemeine Volck vermaint, man könne die Kröpff vertreiben/so sie an ein Todtenhand angeriben werden.*<sup>20</sup>

Doch sei diese Praktik „hart zu glauben“ meint er weiter. Man könne zwar den heiligen Cörpern freylich wol ein absonderliche Krafft zuaignen ... vil wircket die Mumia der Egyptier/warumb nit auch der Christen Leiber?

Über diese hier angesprochene und als Arzneimittel verwendete „Mumia“ herrschte allerdings auch unter den Medizinern völlige Unklarheit. Schon bei Paracelsus ist der Begriff nicht eindeutig festgelegt. Einerseits unterscheidet er vierlei Mumien, die der Erde, der Luft, des Wassers und des Feuers. Daneben aber nennt Paracelsus noch eine andere „Mumia“, in die jeder Mensch seinen Körper verwandeln kann, ohne daß man es dem Leib ansieht. Es ist dies eine Art „Astralleib“, den man aussenden, mit dem man Liebe erwecken, auf den man Krankheiten übertragen und sich selbst heilen kann. Andere Ärzte sahen eine Erscheinungsform dieser Mumia wieder im menschlichen Samen oder im ausfließenden Blut, Schweiß, Harn, Speichel, Milch, in den Haaren und Nägeln, ja sogar im Badewasser und im schmutzigen Waschwasser, in das etwas von dem geistigen Inhalt, dem *spiritus* des Menschen übergegangen sei.

Auch Lebenwaldt weiß um diese unklaren Begriffe der sogenannten „Mumia“ und kennt auch jene aus „praeparirten Menschenfleisch“; die zur Herstellung der sogenannten „Waffensalbe“ neben anderen Beigaben, wie Blut, Menschenfett oder Moos von Totenschädeln, gebraucht wurde. Solchen Waffensalben schenkte man auch im 17. Jahrhundert viel Vertrauen, und man verwendete sie zur Heilung von Wunden. Mit ihr wurden aber nicht die Wunden selbst, sondern die Waffe oder der Gegenstand, welcher die Wunde verursachte, gesalbt. Es genügte aber auch, einen Weidenspan mit der blutenden Stelle zu berühren und diesen dann in die Salbe zu stecken, wo er bis zur völligen Heilung verblieb. Spöttisch bemerkt Lebenwaldt zu solchen Praktiken:

*Es gibt auch andere/welche das Geblüt gar nit erfordern/sondern salben einen Stueßfuß oder andere Sachen.*<sup>21</sup>

Auch das sollte, nach dem herrschenden Volksglauben, helfen. Daß er jedoch die Verwendung solcher Waffensalben völlig ablehnt, drückt er in einem launigen Vers aus:

*Mit diser Salben/schmier allenthalben/alle Aexen deines Wagen/so kanst Nutzen darvon tragen.*<sup>22</sup>

Die Verwendung der hier genannten „Mumie“ als Heilmittel ist sehr alt. Sogenannte „Ägyptische Mumie“ war in den österreichischen Apotheken noch 1834 offi-

zinell. Auch Lebenwaldt verwendet sie in seinen Rezepturen<sup>23</sup> und meint über ihre Heilkraft:

*vil wircket die Mumia der Egyptier*<sup>24</sup>.

Man verwendete sie lange Zeit als beliebtes Mittel für Mensch und Vieh, besonders gegen das „Schwinden“, worunter man oft ein nicht erklärbares Dahinsiechen und Abmagern verstand. Schon Schriftsteller und Ärzte des Altertums, wie C. Plinius Secundus, Dioskurides, Celsus und Galen, haben sich mit der Heilkraft der Mumie beschäftigt, unter der man ursprünglich eigentlich nicht den vertrockneten menschlichen Körper, sondern Erdpech (Asphalt, Bitumen) verstand.<sup>25</sup>

Das auch bei Lebenwaldt erwähnte Moos von verwitterten Totenschädeln, worunter wohl die Flechten zu verstehen sind, die sich auf offen daliegenden Schädeln angesiedelt haben, spielte in der Volksmedizin und im Volksglauben sehr lange eine Rolle und galt als besonders heilkräftig. Man legte es z. B. bei Zahnschmerzen auf die Wange. Ähnliches berichtet schon Plinius d. Ä. (+ 79 n. Chr.), daß das auf dem Haupte einer Statue gewachsene Kraut in einem Kleidungsstück gesammelt, in rote Leinwand genäht und auf den Kopf gebunden, dessen Schmerzen vertreibe.<sup>26</sup>

Auch Lebenwaldt erwähnt dieses auf „Hirnschädeln“ gewachsene Moos und erklärt seine Wirkung aus der besonderen Kraft der Schädelknochen. Aus ihnen könne man ein vorzüglich wirkendes Heilmittel gewinnen, das man bei Epilepsie, Apoplexie und Kopfkrankheiten mit guter Wirkung verwende.<sup>27</sup>

Der Glaube an die Wirksamkeit der roten Koralle, der sich in Volksmedizin und Volksglaube lange erhalten hat<sup>28</sup>, ist in Lebenwaldts Schriften wiederholt zu finden. Sie sollen, wenn man sie auf dem Körper trägt, „das Geblüt reinigen“. Auch seien sie ein wirksamer Schutz gegen Gespenster und „Phantasmata“.<sup>29</sup> Solche Meinungen sind in den Arzneibüchern des 17. Jahrhunderts durchaus nichts Ungewöhnliches. So sollen rote Korallen nach Lebenwaldt nicht nur die scharfe „Scharböckische Feuchtigkeit“<sup>30</sup> des Menschen an sich ziehen, sondern sie sind auch, mit Eichenblättern zerstoßen, ein vorzügliches Mittel bei eiternden Geschwüren.<sup>31</sup>

Lange Zeit glaubte auch die medizinische Wissenschaft an krankheitserregende Würmer, die in den Körper des Menschen eindringen und dort verschiedene Erkrankungen hervorrufen. Neben dem Herz-, Zahn-, Finger- und Ohrwurm<sup>32</sup> hielt man auch eine Übertragung der Pest durch solche kleinen, aus Fäulnis entstandenen Würmer für möglich. Erst das 18. Jahrhundert hat sich allmählich von diesen Vorstellungen gelöst, und es ist darum nicht verwunderlich, wenn Adam von Lebenwaldt die Weiterverbreitung der Pest in einer solchen „würmigen Zucht“ vermutet, welche sich, wie er schreibt,

*durch alle poros des Leibs heraus giesset in den äusserlichen Luftt*

<sup>23</sup> Arzneibuch, S. 397, 417.

<sup>24</sup> 7. Tractätl, S. 71.

<sup>25</sup> E. Grabner, Grundzüge einer ostalpinen Volksmedizin. Wien 1985 (= Mitt. d. Instituts f. Gegenwartsvolkskunde, 16), S. 194–208.

<sup>26</sup> C. Plinius Secundus, Naturalis Historia 24, 19.

<sup>27</sup> 6. Tractätl, S. 87 f.

<sup>28</sup> E. Grabner, wie Anm. 25, S. 160–175.

<sup>29</sup> Arzneibuch, S. 152.

<sup>30</sup> Scharbock = Mundfäule (Skorbut), wird als Blutkrankheit und „Folge von zu scharfen, dünnen Geblüte“ angesehen.

<sup>31</sup> 7. Tractätl, S. 59.

<sup>32</sup> E. Grabner, wie Anm. 25, S. 141–153.

<sup>19</sup> Vgl. L. Kretzenbacher, Frühe Wort- und Bildungszeugnisse zum Kropf in den Alpenländern. In: Bayerisches Jahrbuch f. Volkskunde 1983/84, S. 63–83.

<sup>20</sup> 7. Tractätl, S. 70 f.

<sup>21</sup> A. Lebenwaldt, Sechstes Tractätl/Von deß Teuffels List vnd Betrug In der Waffensalben/Vnd so genandten Sympathetischen Pulver. Salzburg 1681, S. 13 (zitiert als „6. Tractätl“).

<sup>22</sup> 6. Tractätl, S. 140.

und so die Ansteckung bewirke. Aber auch, so fährt er fort, *in den Fiebern fault das Blut/und wird voller Würmlein gefunden/also ist der Mensch nicht allein todts/sondern auch lebendig voller Würmlein*<sup>33</sup>.

Die Beschwörung solcher Würmer, wie wir sie auch aus den magischen Praktiken kennen, lehnt er allerdings als „Fatzwerk“ oder „Pickelhärische Bossen“<sup>34</sup> ab. Er belächelt solche Wurmsegen und hält sie für völlig wirkungslos.<sup>35</sup> Am anfälligsten seien für diese zweifelhaften Heilversuche seiner Meinung nach besonders die „alten Weiber“, denn obgleich sie von der Nutzlosigkeit solcher Kuren überzeugt werden, bleiben sie beharrlich bei ihrer Meinung und

*lassens auß dem einfältigen Hirn nit herauß bringen.*

Es sei leichter, dem Herkules einen Streitkolben zu entwinden, als ihnen die eingepreßte Meinung aus dem Herzen zu reißen. Eine Reihe solcher Krankheitsbeschwörungen wird aufgezählt, so der Segen gegen das „Brustgeschwär“<sup>36</sup> der Kinder, gegen Fieber, Zahnweh oder Augenleiden<sup>37</sup>. Das alles sei eine „teufliche Poeterey“, denn es werden sogar heilige Worte nicht verschont. Ähnliche „Teufelspossen“ hätte man auch gegen den Hundebiß bereit, und bei Nasenbluten müsse man mit Blut gewisse Buchstaben auf die Stirn schreiben. Aber all diese Dinge seien vom Teufel, welcher

*allzeit seine höllische Bratzen mit in dem Spiel hat vnd darmit die leichtgläubigen Gemüther verruckt/verzuckt/ vnd letztlichen in die Höllen truckt*<sup>38</sup>.

Die Bauern-Doktoren hingegen wirken nach Lebenwaldts Ansicht wahre „Wunderwerke“, denn sie wissen die Kräuter zur rechten Zeit zu sammeln, indem sie Himmelszeichen und Planeten und ihren Einfluß richtig beobachten. Er hält es für durchaus sinnvoll, Sonne, Mond und gewisse Sternbilder zu betrachten, um Kräuter und Pflanzen vor bestimmten nachteiligen Einflüssen zu bewahren.<sup>39</sup> Auch der Einfluß des Mondes auf die Gesundheit des Menschen, auf Wachsen und Gedeihen, steht für ihn außer Zweifel. Er herrsche in des Menschen Temperament, im Blut und in den *humores*. Er spiele in der Landwirtschaft eine große Rolle, so beim Säen, Ernten, bei der Lese, beim Holzschlag wie auch beim Aderlaß, und er sei eine rechte „Mutter der vegetabilischen Natur“. Er habe auch auflösende Kraft, mit welcher er das enthäutete Fleisch und andere Sachen zum Faulen und Schimmeln bringen könne. Schädliche Wucherungen an Bäumen werden durch seinen Schein vertrieben, aber man müsse dazu nicht den abergläubischen Spruch gebrauchen:

*Was ich sehe nehme zu/was ich greife nehme ab*<sup>40</sup>.

Ähnliche Sprüche haben sich in den steirischen Überlieferungen bis in die unmittelbare Gegenwart erhalten, ebenso wie der alte Glaube von der schädlichen und heilenden Kraft des Mondes noch lange so manche Heilpraktik bestimmte.<sup>41</sup>

<sup>33</sup> Arzneibuch, S. 293.

<sup>34</sup> Als „Pickelhering“ bezeichnete man eine lustige Bühnenfigur („Hanswurst“). Niederländisch „Pickelharing“ bedeutet „eingepöckelter Hering“.

<sup>35</sup> A. Lebenwaldt, *Achtes Tractätl/Von deß Teuffels List vnd Betrug in Verführung der Menschen zur Zauberey ... Salzburg 1682*, S. 8 (zitiert als „8. Tractätl“).

<sup>36</sup> Unter „Brustgeschwär“ verstand man im 16. und 17. Jh. eine meist eitrige Rippenfellentzündung (Pleuritis).

<sup>37</sup> 8. Tractätl, S. 6–11.

<sup>38</sup> 8. Tractätl, S. 12–14.

<sup>39</sup> 8. Tractätl, S. 29 f.

<sup>40</sup> Arzneibuch, S. 151.

<sup>41</sup> E. Grabner, wie Anm. 25, S. 129–141.

Daß auch Kometen, die mit ihrem Erscheinen die Menschen immer wieder in Angst und Schrecken versetzten, die Ursache von Krankheiten, vor allem der Pest, sein können, scheint auch Lebenwaldt nicht ganz ungläubig. Denn, so meint er, empfinden die meisten

*des Cometen Malignität/welchen er über die Scheitel gehet/da wird die Lufft inficirt, hernach geht es auff die Kräuter/Bäum und Thier loß ... ist er sehr hitzig/werden die Leute fiebrig/wann er sehr trucken/folgt Theurung/so er giftig/ein Pest-Tod. In Summa/es ist ein Anzeigen daß die Himmel viel faule giftige Dämpff haben, welche sie in die Lufft und Erden herab/als eine Kloacken lassen.*<sup>42</sup>

Dennoch scheint Lebenwaldt diesem „Kometenglauben“ auch eine gewisse Skepsis beizumessen, wenn er, für die damalige Zeit geradezu ungewöhnlich, freimütig bekennt:

*Ich für meinen Theil ... glaube nicht alles/was den Cometen von theils Astrologis zugeeignet wird/entgegen vernichte ich nicht jedes/was darvon geurtheilet wird/ ...*<sup>43</sup>

Denn, so meint er weiter,

*wiewohlen dergleichen Übel auch ohne Cometen geschehen können/würcken oft mehre Ursachen zu einem Effect zusammen.*<sup>44</sup>

So läßt er auch die Frage offen, ob der im Pestjahr 1680

*abends nach der Sonnen Untergang mit jedermans Verwunderung und Gemüths-Bestürtzung*

erschienene Komet für die schreckliche Seuche, die damals auch Graz so verheerend heimsuchte, verantwortlich gewesen sei. In Graz sollen damals an die 2340 Personen gestorben sein. Groß war die Zahl der Opfer auch im übrigen Land, aber es sei niemand *mediante aere*, also durch verseuchte Luft, als vielmehr *per contactum Physicum*, durch die Berührung mit dem Arzt, angesteckt worden.<sup>45</sup>

Besonderes Augenmerk widmet unser steirischer Arzt auch den Vorhersagen, *welche den guten/oder bösen/oder zweifelhaftigen Ausgang* einer Krankheit andeuten sollten. Solche von antiken Ansichten über die Kennzeichen des nahen Todes ausgehenden Proben entwickelte schon das Mittelalter. Sie sollten eine sichere Prognose ermöglichen, ob ein Schwerkranker sterben oder genesen werde. Viele solcher diagnostisch-prognostischen Texte sind erhalten geblieben und haben Aufnahme in so manche Arzneibücher, medizinische Unterrichtswerke, vor allem in die sogenannten „Hausvaterschriften“ des 16. bis 19. Jahrhunderts gefunden. Auch Lebenwaldt hält sich hier an die alten Überlieferungen und beschäftigt sich ausführlich mit der Prognostik des Pulses, aus dessen rhythmischen Veränderungen man auf Krankheit und Tod schließen könne.

Richtige „Todeszeichen“ seien es, wenn ein Kranker entsetzt,

*die Nasen spitzig/eingezogen/gekrümt/die Augen starr/röthlich/in der Tiefe liegt/... die Ohren blauschwartz und kalt/... Füß und Händ schwartzlicht/die Nägel blau/und der gantze Leib starr und schwehr wird.*

<sup>42</sup> Arzneibuch, S. 174.

<sup>43</sup> Arzneibuch, S. 179.

<sup>44</sup> Arzneibuch, S. 173.

<sup>45</sup> Arzneibuch, S. 27.

Wenn sich nun ein solches „Hippocratisches Gesicht“ sehen läßt, meint Lebenwaldt, der Kranke auch nicht mehr hören noch sehen kann, dann heißt es „Munde Vale“.<sup>46</sup>

Weitere Zeichen eines baldigen Todes seien es auch, wenn der Kranke herumwandern will oder an der Decke zu zupfen beginnt, als wolle er einen Faden herausziehen.

Jedenfalls scheint Lebenwaldt alle diese damals so sehr geübten „Prognostica“, die man dem griechischen Arzt Hippokrates (+ um 370 v. Chr.) zuschrieb, nicht überbewertet zu haben. Denn auch der Arzt könne seiner Meinung nach

*in dem Gegenwärtigen/was vor Augen stehet/wie auch in dem Zukünftigen*, oft fehlen. Irrt sich nun ein Medicus bei seinen Prognosen und treffen sie nicht ein, so wird er sofort im ganzen Land für einen Ignoranten gehalten. Aber, so meint er etwas gekränkt,

*wir sind nur Menschen und keine Götter*<sup>47</sup>.

Auch von der Diagnose aus dem „Beschauen des Wassers“, die in der Heilkunde sehr lange Gültigkeit besaß, hat sich Lebenwaldt nicht viel erhofft. Während die antike Medizin der Urinuntersuchung eine – auch modern gedacht – richtig beschränkte Stellung im Rahmen der diagnostischen Hilfsmittel gegeben hatte, gewinnt im späten Mittelalter, namentlich seit dem 13. Jahrhundert, unter dem Einfluß theoretischer Spekulationen eine übermäßige Bewertung des Urins immer größere Bedeutung. So handelt es sich auch bei der sogenannten „Harnschau“ um Relikte aus dem Mittelalter, das über die Medizin des Altertums nicht wesentlich hinausgekommen ist und auf dem Gebiet der Diagnose und Therapie manches hinzugefügt hat, was später besonders volkstümlich geworden und geblieben ist. Gegen eine solche Überbewertung dieser Harnschau wendet sich Lebenwaldt nun mit recht kräftigen Worten, wenn er darüber in seinem Arzneibuch schreibt:

*Wunderlich seyn die Leute/welche vermeinen/der Medicus solle alles aus dem Urin erkennen/es gibt wohl auch Doctores guck ins Glas/welche ihre Profession wegen eines schlechten schnöden Gewinns darauf machen ... Wann etliche den Urin darreichen/sagen sie weiter nichts dazu/sondern der Doctor solle selbst die Kranckheit/locum affectum, ja gar der Person Tugend/Untugend/Geschlecht/Alter/und schier den Stand/Namen und Vatterland daraus erkennen.*

Dieser Unfug führe dann oft sogar so weit, daß man in betrügerischer Absicht und Bosheit den Harn von Pferden, Kühen oder Schweinen als den eigenen ausbebe, um den Doktor auf die Probe zu stellen. Sogar eine Schwangerschaft und das Geschlecht des Kindes sollte der Arzt aus dem Urin erkennen, wenn etwa, wie Lebenwaldt verärgert feststellt,

*die Menschen/so es etwan übersehen haben/und doch nicht recht wissen/die alten Veteln mit ihrer Natur-Laugen zu dem Medico schicken, der solle urtheilen/ob Hänßl oder Gretl im Keller/oder ob das Faß leer sey*<sup>48</sup>.

Solche Spekulationen schlagen sich auch in den sogenannten „Urinspiegeln“ des 16. und 17. Jahrhunderts nieder, wo man aus der Farbe oder Konsistenz des Harnes tatsächlich bei einer Schwangerschaft auf das männliche oder weibliche Geschlecht des Kindes schließen wollte. So etwa auch in den einstmals viel benütz-

<sup>46</sup> Arzneibuch, S. 506 f.

<sup>47</sup> Arzneibuch, S. 509.

<sup>48</sup> Arzneibuch, S. 306.

ten Hausbuch des Andreas Glorez von Mähren, der auch als mährischer Albertus Magnus bezeichnet wird und als Vertreter der *magia naturalis* des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts galt.<sup>49</sup>

Immer wieder beschäftigt sich Lebenwaldt auch mit dem Volksglauben seiner Zeit. So etwa bekundet er in seinen acht „Tractäteln“ seine außerordentliche Belesenheit in Werken der verschiedensten Zeiten, die ungemein zahlreich sind und von den sonderbarsten Dingen handeln. Er kennt und zitiert die bedeutendsten Gelehrten, welche für oder gegen eine Ansicht geschrieben haben, und zieht alles herbei, was er aus dem Volksleben erfuhr und auch selbst erlebte. Dabei handelt es sich aber nicht nur um den sogenannten „Aberglauben“ des einfachen Mannes, sondern auch um jenen der gelehrten oder, besser gesagt, der gelehrt sein wollenden Welt des 17. Jahrhunderts.

So erfahren wir viel über das einstmals sehr lebendige Überlieferungswissen, wie es ihm als Landarzt oftmals begegnete. Er spart durchaus nicht an Beispielen dafür, fügt aber jedem dieser Exempel, gleichsam mit erhobenem Zeigefinger, die Folgen und Strafen für diesen „sündhaften Aberglauben“ an. Vom Andreastag und Johannistag (30. November, 24. Juni), die im Volksglauben lange eine Rolle spielten, besonders was das zauberische Erkunden des Auserwählten betraf, weiß er zu berichten:

*Am Tag deß H. Andreae oder Johannis thun die Mannsichtigen Weibsbilder vor der Sonnen Auffgang die Stuben außkehren/und so sie zuruck sehen, erscheint ihnen ihr Liebster oder Bräutigam. Aber einer vorwitzigen Jungfrau erschine an statt deß Bräutigams der Teuffel/in so häßlicher Gestalt/daß sie vor Schrecken niedergefallen/halb todter gefunden worden/vnd nit lang hernach gelebt.*<sup>50</sup>

Nach altem Volksglauben sprechen in der Heiligen Nacht die Tiere. Auch diese Vorstellung hatte für die Neugierigen böse Folgen:

*Die einfältigen Bauerleuth wollen in der H. Christi Geburts-Nacht Ochsen vnd Esel reden hören/aber es geschach/daß solches Viech gantz rasant auff den Loser loßgangen/vnd ihne also zerstoßen vnd zertretten/daß er den Geist bald hernach hatt auffgeben müssen.*<sup>51</sup>

Und von einem aufgegessenen „Fieberzettel“, der Blindheit verursachte, weiß er aus eigener Anschauung zu berichten:

*Dises hab ich mit meinen Augen gesehen/daß ein Knab bey 13 Jahren ein geschribnen Zettl wider das dreytägige Fieber genossen/es ist ihm alsbald vorkommen/als wann er die Glocken der gantzen Welt leuten hörte/wurde alsbald stockblindt ohne eintzigen Augenfluß/es ist auch kein Artzney-Mittl ersprißlich gewest.*<sup>52</sup>

Lebenwaldt fügt dann an, daß er viele hundert Beispiele anführen könnte, wo jedesmal auf den „leichtsinnigen Aberglauben“ umgehend die Strafe Gottes erfolgt sei oder der Teufel selbst seine Opfer bedrängt hätte. Die meisten dieser weit verbreiteten volkstümlichen Anschauungen seien nur „Afterbossen“, und wie gleichsam

<sup>49</sup> Andreas Glorez von Mähren, Der vollständigen Haus- und Land-Bibliothec Anderer Theil. Regensburg 1701, S. 235: „Zuweilen daß eine Frau ein Kind trägt/seynd die Körnlein oder Schuppen roth/so trägt sie einen Sohn/sind sie aber bleich oder weiss/so trägt sie eine Tochter.“

<sup>50</sup> 8. Tractätl, S. 20.

<sup>51</sup> 8. Tractätl, S. 20 f.

<sup>52</sup> 8. Tractätl, S. 22.

jedes Land seine besonderen Sitten habe, so habe es auch seinen besonderen Aberglauben, denn

*der Teuffel feyret niemahls*<sup>53</sup>.

Viel beschäftigt sich Lebenwaldt auch mit den Zauber- und Hexenkräutern. Er erwähnt dabei Pflanzen wie Dorant<sup>54</sup>, Weinkräutl (Raute), Farnkraut, Teufelsklau<sup>55</sup>, vor allem aber das Johanniskraut oder Hartheu (*Hypericum perforatum*), das man schon im 14. Jahrhundert unter dieser Bezeichnung kannte. Allgemein traute man diesem Johanniskraut zu, die Mächte der Finsternis, die bösen Geister, die Hexen, ja sogar den Teufel in die Flucht zu schlagen, daher verwendete man schon im 16. Jahrhundert den Namen „Teufelsflucht“ (*fuga daemonum*) für diese Pflanze.<sup>56</sup> Auch Lebenwaldt kennt diese Bezeichnung und erwähnt, daß sich mit diesem Gewächs der Glaube verbinde, daß es, wenn man es zu bestimmten Zeiten ausgrabe und in den vier Ecken des Hauses aufhänge oder um den Hals trage und das Pulver davon einnehme, vor jeder Zauberei schütze.<sup>57</sup>

Sehr geläufig ist ihm der Gebrauch des sogenannten „Wundholzes“, wie man das Holz der Esche nannte und dem man wunderbare Kraft zuschrieb. Noch im 20. Jahrhundert wurde es als Heilholz angesehen, das bei allen Schäden Verwendung fand, besonders wenn es am Karfreitag geholt wurde. Die Blätter dieses Eschenholzes heilen den Schlangenbiß,

*die Rinde aber die Wunden/erwaicht das harte Miltz vnd Leber/treibt den Harn/Sand vnd Stein.*

Über die weitere Verwendung dieses angeblich wunderkräftigen Holzes erfahren wir dann auch, daß man es als Trinkgeschirr verarbeite,

*und so man darauß trincket solle es ein Panacaea wider alle Kranckheiten seyn*<sup>58</sup>.

Das aber ist für Lebenwaldt natürlich wieder teuflischer Aberglaube, so daß er polternd bemerkt:

*Wer da nicht ein Teuffelgestanck riechet/der muß wohl ein vnerhörte Strauchen*<sup>59</sup> haben.<sup>60</sup>

Nun, teuflisgläubig war unser steirischer Arzt als Kind seiner Zeit wohl reichlich. Weitläufig läßt er sich darüber aus, was Zauberei und Teufelspakt sei und wodurch man in solche verderblichen Situationen gelangen könne. Denn für ihn kommt all dieses Böse aus der

*finstern Höll-Pfützen/allwo der schwartze verführerische Welt-Gott regiert vnd seinen Discipuln als ein schwartzer Mann/schwartzer Hund/Katz/Bock oder Beer erscheint.*

<sup>53</sup> 8. Tractätl, S. 22–25.

<sup>54</sup> Die geheimnisvolle Pflanze Dorant oder Orant läßt sich botanisch nicht mit Sicherheit bestimmen. Unter diesem Namen gehen verschiedene Pflanzen, so das kleine Löwenmaul (*Antirrhinum orontium*) und der Frauenflachs (*Linaria vulgaris*), man kennt auch einen weißen (*Achillea ptarmica*) und einen blauen Dorant (*Gentiana pneumonanthe*).

<sup>55</sup> *Muscus terrestris*, alte Bezeichnung für *Lycopodium clavatum* L. (Keulen-Bärlapp). In den alten Kräuterbüchern waren für diese Pflanze vielfach deutsche Namen wie: Bärlapp, Teufelsklaue, Gürtelkraut, Neunheil gebräuchlich.

<sup>56</sup> H. Marzell, Zauberpflanzen, Hexentränke. Brauchtum und Aberglaube (= Kosmos-Bibliothek, Bd. 214, Stuttgart 1964, S. 32).

<sup>57</sup> 8. Tractätl, S. 33 f.

<sup>58</sup> 8. Tractätl, S. 36–38.

<sup>59</sup> Strauche oder Strauke = Schnupfen, germ. *strûh* = gleiten, ahd. *strûhhên* = gleiten, schlüpfrig sein.

<sup>60</sup> 8. Tractätl, S. 39.

Denn die Teufel machen ihre Leiber aus den stinkenden Dämpfen, und daher kommt das Sprichwort vom „schwarzen Kasperl“ und „es stinkt wie der Teufel“.<sup>61</sup>

In allen abergläubischen Praktiken, die sich mit der Lehre der katholischen Kirche nicht vereinen lassen, sieht Lebenwaldt einen solchen teuflischen Pakt. So etwa, wenn man bei Krankheiten

*wunderliche Sprüch haimblich oder öffentlich vorbring/mit anrühren, anblasen (welches das gemaine Volck anbetten nennet) oder sunst etwas applicirt, welches kein natürliche oder übernatürliche Krafft hat*<sup>62</sup>.

Verwerflich sei es auch, „vnnutze Wort“ anzuwenden, wie es z. B. bei den Blutstillsegen geschehe, oder unsinnige Worte gegen die Nachtgespenster zu gebrauchen, wie etwa

*Hax, pax, max Deus adimax*<sup>63</sup>.

Er habe oft bemerkt, erfahren wir weiter, daß solch teuflischer Aberglaube beim „gemainen Pöfel“ stark verbreitet sei, von diesem aber nicht für verwerflich gehalten werde, da man ja heilige Worte gebrauche. So werde bei solchen angeblichen Heilhandlungen oft die Heilige Dreifaltigkeit angerufen oder auch das Kreuzzeichen gemacht,

*welches sonst für ein Teuffels-Gaißl*

gehalten wird. Aber Lebenwaldt lehnt diese Mischung von Zauber und christlichem Segen entschieden ab, wenn er sehr drastisch dazu formuliert:

*Das haist aber wohl recht vnserm Herr Gott die Füß/vnd dem Teuffl den Hindern geküst.*<sup>64</sup>

Wir sehen also, wie der belesene und auch den neuen Strömungen seiner Zeit aufgeschlossene Arzt mutig gegen den Aberglauben zu Felde zieht, andererseits aber wieder tief in den Wahnvorstellungen seines Jahrhunderts befangen bleibt, das an der Existenz von Hexen und Zaubern festhielt. Lebenwaldt hat den Hexen- und Teufelsglauben seiner Zeit gut gekannt und an Hexen und Teufel, wie viele seiner gelehrten Zeitgenossen, auch tatsächlich geglaubt. Ausritte auf Besenstiel und Ofengabel, Hexensabbate mit orgiastischen Tänzen und Gelagen, Unzucht mit dem Teufel, das alles war für den Barockmediziner wirkliche Realität, die auf den steirischen Hexenbergern, wie Schöckl, Buch- und Pleschkogel, vor sich gingen. Sein sonst so kritischer Geist, der allem Einfachen und Natürlichem aufgeschlossen war, steht hier ganz im Banne seines hexengläubigen Jahrhunderts, das nicht nur in unserer Steiermark, sondern auch in weiten Teilen Europas so viele unschuldige Opfer gefordert hat. So stehen wir erschüttert vor der seltsamen Diskrepanz seines Lebens und Wirkens: Das Neue zu erkennen und zu erproben und dennoch an so manchem Alten festzuhalten, auch wenn es sich dabei um die schrecklichsten Ausgebirten der menschlichen Phantasie, wie den Hexenwahn und den Teufelsglauben, handelt. Wir erfahren aus dem umfangreichen Werk des Arztes Adam von Lebenwaldt, aus dem hier freilich nur einige Beispiele herausgegriffen werden konnten, nicht nur vom seltsamen Wechselspiel zwischen Schul- und Volksmedizin, sondern wir besitzen in ihm auch eine ergiebige Quelle für das Überlieferungswissen seines Jahrhunderts. In der unseren heutigen Ohren nicht mehr sehr vertrauten Barock-

<sup>61</sup> 8. Tractätl, S. 76 f.

<sup>62</sup> 8. Tractätl, S. 96.

<sup>63</sup> 8. Tractätl, S. 100.

<sup>64</sup> 8. Tractätl, S. 56.

sprache klingen seine Worte aber dennoch gleichsam als Mahnung auch in unsere so nüchterne und ruhelose Zeit herüber:

... halte dich eines sicheren Weegs vnd da es von nöthen/berathschlage dich mit einem gelehrten Theologo vnd verständigen Medico, damit deß Teuffels list vnd Betrug nit stat habe/sondern all dein Thun vnnnd Lassen/Wachen vnd Schlaffen gereiche zu einem glückseligen Ende.<sup>65</sup>

<sup>65</sup> A. Lebenwaldt, Drittes Tractät/Von deß Teuffels List vnd Betrug In den Vier Elementen vnd vil andern abergläubischen Dingen. Salzburg 1680, S. 139 f.

... halte dich eines sicheren Weegs vnd da es von nöthen/berathschlage dich mit einem gelehrten Theologo vnd verständigen Medico, damit deß Teuffels list vnd Betrug nit stat habe/sondern all dein Thun vnnnd Lassen/Wachen vnd Schlaffen gereiche zu einem glückseligen Ende.<sup>65</sup>